

Die Kirche und die Vergernisse

Zum Problem des Menschlichen in der Kirche

In ihren Glaubensbekenntnissen läßt die Kirche sich als die heilige Kirche bezeichnen. Die Heiligkeit gehört zu ihren wesentlichen Merkmalen, wie Einheit, Katholizität und Apostolizität. Aber diese selbe Kirche hat im Laufe der Jahrhunderte sich immer wieder gegen den Rationalismus derer gestellt, die aus ihr eine Kirche der „Vollkommenen“, der „Reinen“ machen und damit die Menschen von der Barmherzigkeit Gottes scheiden wollten. Sie hat sich dagegen stellen müssen, wenn die falsche Interpretation ihres Heiligkeitssachverhalts von innen kam, sie hat sich auch dagegen stellen müssen, wenn er von außen ihrem Handeln als Maßstab aufgedrängt werden sollte. Denn es ergibt sich mit reiflicher Deutlichkeit aus den Worten Christi, ihres Stifters, daß in der Kirche Güte und Barmherzigkeit sein werden bis zur offenbaren Scheidung des Reiches, daß aber erst der Tod dem Menschen die Möglichkeit der Umkehr und der Buße nimmt. Die Kirche ist keine menschliche Körperschaft, die die Befehle der Zugehörigkeit zu ihr befehlend festsetzen könnte und jeden „Unwürdigen“ und „Unvollkommenen“ ausmerzen dürfte. Sie muß offen bleiben für jeden als der Raum der Barmherzigkeit Gottes, der die Menschen nicht nach Verdienst und Würdigkeit, sondern nach dem Reichtum seiner Gnade zur Kirche zusammenruft, der auch das Schwache dieser Welt ermahnen kann, um seine Kraft darin schwach zu machen. Sie kann daher den Sünder, den Verbrecher, Strafen — und sie hat ein strenges Sanktionsrecht, das zumal jene trifft, die ein Amt in ihr mißbrauchen —, sie kann die kirchlichen Ehrenrechte des Getauften aberkennen, aber sie kann nicht zwischen sich und dem Sünder, und sei es der übelste Verbrecher, das Tischtuch „erschneiden“. Täte sie es, dann vergräbe sie, daß auch sie nicht auf menschlicher Leistung, sondern auf Gottes Gnadenwahl gegründet ist. Sie muß ausbarren bei den Menschen, als Beauftragte der Langmütigkeit Gottes.

Das alles bedeutet nicht, daß die Kirche ein größeres „Verständnis“ für die menschlichen Schwächen hat als die Welt, noch gar, daß sie es nicht wagt, die Sünde Sünde, das Verbrechen Verbrechen zu nennen, sondern es bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß die Kirche um die Barmherzigkeit und die Gnade Gottes weiß, Gottes Erwählung hat ihr Christus, den heiligen Sohn des heiligen Vaters, zum Haupte gegeben, hat ihr die Sakramente geschenkt, und daß um ist die heilige Kirche. Alle in ihr, besonders aber die geistlichen Stände in ihr, sind gerufen, in der Nachfolge Christi die Frucht eines heiligen Lebens zu bringen. Es ist gar kein Zweifel daran möglich, daß durch das gläubige Sichhineingehen in Christus, in seine gottmenschliche Existenz, in seine Wahrheit und Wertigkeit, die wesentliche Heiligkeit der Kirche sich immer wieder in dem unablässigen Wandel vieler ihrer Glieder offenbart hat. Und mit Recht müßte sich ein elementares Gerechtigkeitsgefühl dagegen aufbäumen, wenn um der Vergernisse willen, die in der Kirche aufgefunden sind, die Lauterkeit aller anderen bestritten würde. Andererseits läßt sich das Vergernisse, wenn es in der Kirche entsteht, nicht einfachhin abtun mit dem Hinweis auf die Spannung, die überall, wo Menschen sind, zwischen Ideal und Wirklichkeit besteht, ja es läßt sich nicht einmal dadurch abschwächen, daß man dem Einzelfall gegenüber auf den guten Regelfall verweist. Denn die Qualität des Vergernisses in der Kirche ist eine innerlich andere als die der Sünde, die in menschlichen Gemeinschaften entstehen können. Die kirchliche Theologie hat immer ausdrücklich gelehrt, daß bestimmte Vergehen gegen die Keuschheit, gegen das Leben und das Eigentum, wenn sie von „Geweihten“ begangen werden, zu ihrer allgemeinen Verwerflichkeit noch den anangesprochenen Charakter des Sakraments, des Gottesraubes, bekommen. Wer die besonderen Gnaden, die dem Menschen aus der stärkeren Eingliederung in Christus zuffießen können, vertritt, zurückweist, mißbraucht, in dem begibt sich ein mysterium iniquitatis, ein Unbegreifliches an Bosheit, das die Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche mit Recht mehr entsetzt als anderswo vorkommende Vergehen. Und darum ist es nicht zu verwundern, daß, wenn die Vergernisse sich häufen, mag ihre Zahl im ganzen auch verschwindend gering bleiben, mehr die Vergernisse durch die Wenigen als die Lauterkeit der Vielen beachtet wird.

Die Kirche hat angesichts der Vergernisse keine leichte Stellung. Sie kann die „Kälte“ nicht einfach dadurch erlebigen, daß sie sich von den „Gesessenen“ bifanziiert; sie darf, nach dem Worte ihres Herrn, das geknickte Rohr nicht brechen; sie muß gerade bei denen, deren Schuld wegen des mißbrauchten Amtes und des geschändeten Standes größer ist, um so mehr zu retten und zu heilen suchen. Sie muß so handeln, auch wenn man ihr „Sich-nicht-bifanziiieren“ mißversteht; denn sie bleibt der Barmherzigkeit Gottes verpflichtet. Sie muß so handeln, selbst auf die Gefahr hin, daß ihre Sorge um die Schwachen jene abläßt, die glauben, aus sich selbst stark zu sein, — wie die Phariseer, die Christus Heuchler nannte. „Heuchler“ waren sie, nicht, weil sie es nicht ernst genommen hätten mit ihrer Anständigkeit, Gerechtigkeit, Leistung, sondern weil sie glaubten, deshalb der Gnade nicht zu bedürfen. Auf der anderen Seite aber darf die Kirche über den Sorgen für die Gesessenen, damit sie sich wieder zu Gott bekehren, nicht den entscheidenden Kampf gegen das Vergernisse selbst, seine Ursachen und seine Folgen, außer acht lassen. Das Wehe, das Christus über die gesprochen hat, durch die die Vergernisse kommen, ist eindringlich genug. Und von denen, die sich an den Kindern verübeln, hat er das harte Wort gesprochen, daß es besser sei, wenn sie mit einem Mühlstein am Hals ins Wasser gemorfen würden. In einer Gemeinschaft, der Kirche und Volk ihre Jugend anvertrauen, haben sie auf keinen Fall mehr einen Platz. Man soll den Schwachen nicht in die Versuchung führen und lieber

ein Glied ausbrennen, als den ganzen Körper brandig werden lassen. Das mysterium iniquitatis wird in der Welt bleiben, solange es einen freien Willen des Menschen gibt, und erst im Endgericht wird es ganz offenbar werden, weshalb die Vergernisse kommen müssen, — aber das heißt nicht, daß man keine Wachsamkeit zu üben brauchte und dem Vergernisse noch die Tür öffnen dürfte. Die wachsame Sorge der Kirche, mittels derer sie die Vergernisse nach Möglichkeit verhindern soll, darf nicht geringer sein als die hellende Sorge für die Fehlenden.

Durch solche Vergernisse entsteht leicht um die Kirche eine Aura des Verdächtigen, die ihr werdendes Weichen für Christus behindert und den Glauben ihrer treuen Kinder hart auf die Probe stellt. Gewiß ist es eine Sache der kirchlichen Ehre, das Ungerechte verallgemeinernder Verdächtigungen zurückzuweisen; aber es ist eine Frage zweiten Ranges, aus was für Gründen ein geschlechtes Vergernisse eine ungewöhnlich große Publizität gewinnt; ist diese Publizität auf einmal Tatsache geworden, so ist das nicht gleichgültig für die Art, wie die Ursachen des Vergernisses untersucht und seine Folgen beseitigt werden müssen. Es ist ein alter Rechtsgrundsatz, daß notorische Verbrechen auch notorisch bestraft und öffentliche Verleumdungen auch öffentlich behoben werden müssen. Die öffentliche Aura des Verdächtigen wird um so eher schwinden, je entschiedener bei dem tatsächlichen Kern der verallgemeinernden Verdächtigungen eingegriffen wird. Sie wird nicht vertrieben durch allgemeine Hinweise auf die Heiligkeit der Kirche, sondern durch die menschlich erweisbaren Leistungen der Kirche, sondern durch die Wunder der Gnaden Christi; der Blick auf die Geschichte der Kirche gibt, um mit Paulus zu reden, keinen anderen Grund zum Mitleiden als den, daß Gottes Kraft sich in der menschlichen Schwachheit erweist. Es ist nicht der Sinn des Großen in der Kirchengeschichte, die Menschen von heute damit zu beruhigen wegen der Vergernisse, sie einzuschüchtern, statt sie nachzurufen. Gewiß gibt es in der Kirchengeschichte immer wieder herrliche Beispiele von überwindenen Mißständen, von

erneuerter Blüte des religiösen Lebens und der segenschaffenden Weltverantwortung; aber das kam niemals von selbst, sondern weil Priester und Laien sich erschütterten ließen von der Heiligkeit Gottes, die das Vergernisse richtet.

Wird man die Schriften der innerkirchlichen Reformer, ernster und heiliger Menschen, so kann man ihnen gewiß nicht das Zeugnis ausstellen, daß sie „viel von Uebertreibungen“ sind; sie haben nicht das unbestreitbar Gute und die Verdienste der Jahrhunderte angezogen, um ihr Urteil über das Vergernisse nur ja gerecht genug auszusprechen; sie hätten gefürchtet, mit solcher Methode das mysterium iniquitatis irgendwie zu verharmlosen und sich die Entschuldigtheit zur Reform zu lähmen. Eines der schwersten Worte Jesu ist das, daß Vergernisse kommen müssen. Gott hat es seiner Kirche nicht verziehen, ohne das Vergernisse, das aus dem freien Willen des Menschen auch an heiliger Stätte sich ereignen kann, da wo der Versucher am heftigsten arbeitet, unangenehm durch die Zeiten der Bitterkeit zu schreiten. Die Vergernisse müssen kommen, damit die Christen angesichts ihrer immer wieder zurückgeworfen werden auf die Gnade Gottes; damit sie nicht nachlassen in der Wachsamkeit, die sie haben müssen, die ihren Schatz in zerbrechlichem Gefäß tragen. Mag der Hinweis auf die Vergernisse lauter von außen kommen oder dringlicher von innen, das ist letztlich unwichtig. Wichtig ist nur, daß das Vergernisse nicht unerkannt unter einer heil erscheinenden Haut weiterwuchere. Wichtig ist nur, daß es ausgemerzt werde. Wenn ein Geschwür erfolgreich ausgebrannt werden soll, muß das Eisen bis ins gesunde Fleisch hineindringen. Die erfolgreichen Reformer innerhalb der Kirche haben auch den Guten und Getreuen Einschränkungen und Opfer auferlegt und gegen das Demütigende, das jede Reformmaßnahme für die betroffenen Gemeinschaften bedeutete, gab es keine Verufung auf geschichtliche Verdienste. Der Glaube an die heilige Kirche verpflichtet zur Heiligkeit des Wandels. Die heilsame Erschütterung durch das mysterium iniquitatis verpflichtet zur Dankbarkeit, denn sie ist ein Anruf zur Heiligkeit. Sie braucht und darf nicht hoffnungslos machen, denn die stets bereite Gnade ihres Hauptes hilft der Kirche zu aller nötigen Reform. Mag immerhin das Ertritten der Beschämung zunächst niederdrücken — das Te Deum der Kirche klingt immer aus in die Gewissheit: In te Domine speravi, non confundar in aeternum. Auf dich, Herr, hoffe ich, ich werde nicht zuschanden werden für die Ewigkeit.

Botschaften im Exil

Jenseits der Bidasoa-Brücke, in ärmlichen Fischerdörfern und über Gebäuden, die heimatliche Paläste gleichen, wehen die roten Banner von fünf Botschaften und von einem guten Duzend Gesandtschaften, und wenn man neugierig den Wendebarmen front, was denn diese Fahnen hier zu bedeuten hätten, so antwortet er, daß sich dort die Botschaft Sr. Königl. Hoheit des Königs von Spanien befindet, und daß die Botschaften der anderen Mächte sich befinden, und dann erinnert man sich, daß die Botschaften sich einen grotesken Scherz erlaubt hat, daß die diplomatischen Vertretungen in Madrid vor dem Vorübergehen der Bolschewisten und Anarchisten die Flucht ergreifen mußten und „hien jenseits des französischen Grenzflusses in Sicherheit brachten, ohne aber die letzten Konsequenzen zu ziehen und ohne die diplomatischen Beziehungen mit dem roten Spanien abzubrechen.

Der lustartige Umzug geschah im Sommer des Vorjahres, damals, als die nationalen Truppen General Franco noch nicht Trun und San Sebastian besetzt hatten, als noch eine direkte Verbindung zwischen Madrid bzw. Valencia und den Diplomaten jenseits der Brücke bestand. Heute ist das anders, nur durch den schmalen Fluß getrennt liegt vor ihnen das nationale, das wahre Spanien, das ihre Regierungen nicht anerkannt haben, mit dem sie also auch keinen amtlichen Verkehr haben dürfen. Sie befinden sich in der komischen Rolle von Botschaften im Exil.

Die Lage wird um so peinlicher für sie, weil der bolschewistische Repetitionsverkehr, Largo Caballero, sich weigert, mit ihnen in direktem Verkehr zu treten, solange sie sich im Ausland verhalten. Unter Rat war teuer, man entschloß sich schließlich, einen Charge d'Affaires (Gesandtschaftsrat) mit seinem Stabe nach Madrid und nach Valencia zu entsenden, der sich in den dortigen bekannten Botschaftspalästen einrichtete, den Verkehr mit den bolschewistischen Behörden aufnahm und mit dem Chef an der Bidasoa-Brücke durch Kurier in Verbindung stand. So ergab sich denn, wie die „Times“ berichtet, daß zum Beispiel der britische Hinterläßene eines Krämerladens an der Bidasoa-Brücke eingerichtet hat, das weder Teppiche noch bessere Möbel aufweist, in dem der Wind beim Öffnen der Türen Chaplery und Dokumente durchselanberläßt, während sein Charge d'Affaires einen luxuriösen Palast bewohnt und sich bemüht, mit seinem Vorgesetzten in Verbindung zu bleiben. Das ist aber nicht so einfach, wie es erscheint, denn die Kurier müssen oft durch das Kampfgebiet und durch das von den Nationalen besetzte Spanien hindurch, ohne daß General Franco die Kurier passieren lassen, oder die Möglichkeit besteht, daß ihnen einmal der Verbindungsweg abgeschnitten werden wird. Recht unangenehm ist es für die hohen Diplomaten an der Bidasoa-Brücke, daß die bolschewistischen Machthaber den Charge d'Affaires zugeteilte Militär- und Luftschutz nicht gestatten, die Front zu besuchen und von dort zu berichten; es mangelt demnach an zuverlässigen Berichten über die Kampfhandlungen und über die „Bedingungen“ der roten Willigen.

Da die Lage allmählich unhaltbar und lächerlich geworden ist, so versuchen die Botschaften im Exil, auch Verbindungen mit der Regierung Franco in Salamanca anzuknüpfen. Sie

Henry Chilton hat seinen Handelsattaché, Mr. Jack, nach Burgos entsandt, der dort über einen Madus virendi verhandelt, andere diplomatische Vertretungen folgen diesem Beispiel, wobei sorgfältig vermieden wird, diesen offiziellen Verbindungen den Sinn einer amtlichen Anerkennung zu geben. Man ist sogar so weit gegangen, am spanischen Ende der Bidasoa-Brücke einen „Gesandtschaftsbüro“ anzulegen, der täglich geleert wird und aus dem die Herren Botschafter und Gesandten Dokumente und Schreiben aus dem nationalen Spanien entgegennehmen. Diese Maßnahme mutet ein wenig kindlich an, aber was anderes können die Diplomaten in ihrer Verlegenheit tun?

Man sieht es den Herren und Damen an, die sich dort als Fremde zwischen den Fischern, kleinen Zollbeamten und Krämer treiben, daß sie nicht zu ihrem Beranigen hier im diplomatischen Exil leben, sie leben ein wenig mürrisch und bedrückt aus, aber nichts läßt sich daran ändern, die nicht ihre Regierungen sich zu einer klaren Scheidung entschließen und es entweder offen mit den Roten oder mit den Nationalen halten. Das Deutsche Reich, Italien und Portugal haben schon lange die innerlich logische Entscheidung getroffen: ihre Botschaften befinden sich in Salamanca. Sowjetrußland und Mexiko sind in Valencia vertreten und bemühen sich heute, alle internationalen Abmachungen über Waffenlieferungen und Freiwillege zu „unten ihrer roten Bundesgenossen und Freunde zu umgehen. Spanische Pässe werden den angeworbenen Milizionären der internationalen Brigade schon oft am Ausgangehafen eingehändigt, und alle die Petroff und Jwanow und alle die anderen Abenteurer überschreiten anstandslos, in Perez und Ramirez umgelaufen, die geschlossenen Grenzen.

Ja, der Wirkungsbereich der diplomatischen Vertretungen in Spanien jenseits der Grenze ist recht beschränkt und behindert; er entspricht wohl auch nicht ganz der Würde einer Großmacht, aber da die diplomatischen Vertretungen nun einmal bestehen, so läßt sich im Augenblick wenig daran ändern. Die Botschaften und Gesandtschaften am Bidasoa bemühen sich rechtlich, das kurchbare Los der Gefesseln und Gefangenen bei den Bolschewisten zu lindern. Sie haben langwierige Verhandlungen über den Austausch und über die Freilassung der Gefesseln geführt, allerdings mit nur sehr mäßigem Erfolge, aber ihre humanitären Bemühungen dürfen nicht unterschätzt werden. Eine englische Zeitung berichtet, daß der Botschaft der Vereinigten Staaten kürzlich ein abelminniwolltes, reiches Postkoffi zugeteilt wurde, auf dessen Verpackung zu lesen stand: „Zerbrechlich, bitte nicht stürzen!“ „Es man es ähmet, behand sich darin, noch lebend, wenn auch stark mitgenommen, der frühere erste Bürgermeister von Madrid, Don Pedro Rico, den die Anarchisten ermordeten wollten, den aber seine Freunde im letzten Augenblick mit Hilfe der Botschaftsvertretung im roten Spanien noch zu retten vermochten. Auch andere spanische Flüchtlinge verbanden den Diplomaten jenseits der Grenze ihr Leben, und das ist immerhin eine gewisse Rechtfertigung für sie.

Londoner Generalprobe zur Königskrönung

Staatskarossen, Militär und Menschenmassen.

London, 19. April.

London erlebte am Sonntag früh eine erste öffentliche Probe des Festumzuges, wie ihn die Londoner Bevölkerung und die Besucher der Hauptstadt des Weltreiches am Krönungstage sehen werden.

Der gesamte Krönungszug war, teilweise auch mit den richtigen Staatskarossen, aufmarschiert und fuhr einen Teil der Umzugsstrecke ab unter Begleitung zahlreicher militärischer Formationen und unter Vorantritt einer Kapelle der Gardekanalier. Obwohl man diese Probe auf Sonntag früh 8 Uhr angefeht hatte, waren trotz der Sonntagsruhe und obwohl die Londoner Bevölkerung durch Inhaftieren der Sommerzeit schon eine Stunde Schlaf eingebüßt hatte, die Straßen schwarz von Menschen.

Begreiflicherweise konzentrierte sich das Hauptinteresse auf die goldene Staatskarosse, in der am 12. Mai der König und die Königin durch die Straßen fahren werden. Die Wagen der Premierminister der Dominions, die der Prinzen und Prinzessinnen und auch die der Königinmutter Mary wurden allerdings zum Teil durch andere Wagen dargestellt.

In dem Gedränge kam es zu einem Zwischenfall. Ein Polizeibeamter stürzte vom Pferd und mußte mit leichteren Verletzungen ins Krankenhaus geschafft werden.

London, 19. April. Der Dampfer der bolschewistischen Regierung „Mary Carabe“ ist in der Nähe von Kap Matifou, zehn Seemeilen östlich von Algier, auf Grund gelaufen, nachdem das Schiff von einem nationalen Flugzeug längere Zeit verfolgt und bombardiert worden war.



Hier stürzte Anvoalat
Der zerteilmerte Rennwagen des auch in Deutschland so bekannten Rennfahrers Anvoalat, der beim Training auf der Rennstrecke in Turin verunglückte und schwer verletzt wurde. Sein Zustand ist glücklicherweise nicht mehr besorgniserregend.
(Associated Press, N.)